

War Richard Strauss ein Karl May der Musik?

Autor(en): **Blaukopf, Kurt / Stauber, Jules**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **92 (1966)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-505469>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

War

Richard Strauß ein Karl May der Musik?

Ein paar Hinweise auf das pointenreiche Buch *«Apropos Musik»* von Hans Weigel, erschienen im Artemis-Verlag Zürich.

Das von Hans Fronius mit 18 imaginären Porträts ausgestattete, mehr als 200 Seiten starke Buch nennt sich im Untertitel: Unsystematische und laienhafte Versuche eines Liebhabers zur Heranführung an die Tonkunst.

Das ist Irreführung. Weigel erweckt damit den Eindruck, er wäre nichts weiter als ein Liebhaber der Musik. Der Leser merkt bald, daß der Autor ein Kenner ist. Wahrscheinlich will sich Weigel, Laienhaftigkeit vortäuschend, in die Sympathie jener Leser einschleichen, die vor wissenschaftlichen und systematischen Darlegungen zurückschrecken. Männer der Wissenschaft, die in deutscher Sprache über Musik schreiben, sind dem Liebhaber-Publikum zumeist mit Recht suspekt. Engländer wie Ernest Newman oder Tovey verfügen bei aller Gelehrsamkeit noch über ein Quentchen Humor. Und von dem Franzosen Jacques Challey, der ein Kenner des gregorianischen Chorals ist und der an der Sorbonne Vorlesungen hält, habe ich schon Notizen gelesen, die man im Nebi abdrucken könnte.

Ein Autor deutscher Sprache hat es schwerer. Will er sich wissenschaftliche Reputation wahren, dann muß er allen Charme und Humor – sofern er davon etwas besitzt – ablegen. Er überläßt das Feld der Popularisierung den «Feuilletonisten», auf die er dann, wenn sie ihr notwendiges Geschäft besorgen, geringschätzig hinunterschaut. «Gewiß», so sagt er über den «Feuilletonisten», «er hat Stil.» Und darin liegt die ganze Verachtung für das, was nach einem französischen Diktum eigentlich den Menschen ausmacht.

Hans Weigel hat Stil – wie jeder weiß, der ihn als Librettisten, Essayisten und Uebersetzer kennengelernt hat. Die Flüssigkeit dieses Stils ist die Grundlage der Kommunikation zwischen dem Autor

und dem Leser, den er – wenn er nur ein Minimum von Liebe zur Musik besitzt – an die Tonkunst heranführen kann. Er spricht zum Musikfreund (in der zweiten Person Einzahl) und er verleugnet auch seine Subjektivität nicht:

Ich kann Dir, wenn es sich um Gustav Mahler handelt, nicht einmal ein Minimum an Objektivität zusichern. Es ergeht mir mit ihm wie mit dem Vaterhaus, mit den Schulfreunden, mit einer Jugendliebe. Ich weiß alles, ich höre alles, aber, was soll ich machen? – ich bin gerührt. Ich höre nicht die Mahler-Symphonien, sondern meine knabenhaften Konzerterlebnisse aus den zwanziger Jahren. Jeder von uns hat einen solchen Gustav Mahler. Für unsere Großväter oder Urgroßväter hieß er Richard Wagner.

Diese Subjektivität ist «objektiver» als so manche aus ebensolcher Mahlerbewunderung oder Wagnerfeindschaft stammende These, die sich wissenschaftlich gebärdet. Was wie Plauderei anmuten mag, ist bei Weigel im Grunde nur gewandte Formulierung von Einsichten, denen auch die wissenschaftliche

Fruchtbarkeit nicht abgesprochen werden kann. Das Scherzo, so sagt er zum Beispiel, «ist der wunde Punkt der Symphonie». Es lohnt sich, mit Weigel darüber nachzudenken, ebenso wie über seine Thesen in bezug auf das Verhältnis von Symphonie und Oper, von deutscher und italienischer Musiksprache. Weigel meint, daß es im Grunde keine «deutschen Opern» gäbe. Er verweist darauf, daß aus Italien keine bedeutende Symphonie zu uns gedrungen ist: «Warum sollte also eine Oper in deutscher Sprache unerlässlich sein?»

Sätze, die wir hier zitieren, bilden allerdings nur die Pointen einer sprachlich lockeren, doch sachlich durchaus strengen Beweisführung. Damit ist noch nicht gesagt, daß wir mit einer jeden These Weigels auch einverstanden sein können. Wenn er vom Mißmut und Krampf spricht, der Arnold Schönberg besetzt hat, dann wird es sicherlich Gegenstimmen geben. Doch aus der Behauptung, daß Schönberg vermutlich dann am besten komponierte, «wenn er sich ärgerte», läßt sich immerhin sowohl die revolutionäre Größe wie auch die Publikumsunwirksamkeit vieler Werke Schönbergs ableiten. Gibt es ein Werk Schönbergs, das sich an Weltgeltung mit dem «Wozzeck» seines Schülers Alban Berg messen könnte?

Hart geht Weigel mit Richard Strauß ins Gericht. «Till Eulenspiegels lustige Streiche» beweisen ihm, daß Strauß «gekonnt» hat, fast alle übrigen Werke aber, daß er «nicht gewollt» hat. Richard Strauß war nach Weigel

ein musikalischer Karl May. Auch Karl May war ein Meister im Verfertigen von Machwerken. Auch aus

Karl May hätte etwas werden können. Auch kluge erwachsene Menschen lesen gelegentlich Karl May, aber schuldbehaftet und mit schlechtem Gewissen, und so hören verständige Menschen unserer Zeit Richard Strauß, nur mit dem Unterschied: Wer Karl May liest, gibt nicht zu, daß er Karl May liest; und wer Richard Strauß so hört, gibt nicht zu, daß er ihn schuldbehaftet und mit schlechtem Gewissen hört.

Der Ausdruck «Machwerk» ist mit Bedacht gewählt. Weigel wendet sich gegen Musik, die «schön klingt» und sonst nichts weiter zu bieten hat. «Nach einer symphonischen Dichtung soll man nicht sagen, wie schön sie klingt, sondern wie schön sie ist.»

Diese Hinwendung zum «Gehalt» der Musik, zu ihrem inneren Reichtum, der durch bloß äußeren Klangglanz nicht vorzutauschen ist, entspricht einer wienerischen Tradition, der Weigel gewiß verpflichtet ist. Hanslicks Wagner-Feindschaft ebenso wie Weigels Einstellung zu Wagner (alle bisherige Kritik an Wagner sei berechtigt, aber Wagner war dennoch «unvermeidlich») gehen, wie ich glaube, darauf zurück. Nicht alles, was Weigel schreibt, ist so aggressiv formuliert wie die Abschnitte über Richard Strauß oder Wagner. Manche Passage hat Weigel, wie ich mir denken könnte, gar nicht sitzend geschrieben, sondern stehend, in respektvoller, huldiger Haltung:

Ich glaube, ich könnte für Schubert unter die Fahne eilen und zur Waffe greifen ... Wäre er unbekannt und müßte durchgesetzt werden, hätte man's nicht so schwer. Aber er ist ja bekannt, er ist sogar beliebt – das ist gerade das Furchtbare. Die «Winterreise» zu singen, das d-moll-Quartett, das Streichquintett, das Oktett zu spielen: das dürfte nicht jedermann gestattet, sondern müßte als Privileg an besondere Voraussetzungen gebunden sein.

Das sind Worte, die in unserer Zeit besonders willkommen sind. Musik ist durch die technischen Medien, durch Rundfunk und Schallplatte, Fernsehen und Film allgegenwärtig geworden, ist wirklich eine «zudringliche» Kunst geworden, wie Kant sie genannt hat. Wir verlieren die Distanz, die zum Respekt vor dem Meisterwerk notwendig ist. Wir plaudern nicht mehr im Freundeskreis über Meisterwerke, sondern ereifern uns bloß über die Künste der Interpreten. Weigel hätte es sich bequem machen und über Virtuosen plaudern können. Es wäre daraus gewiß ein amüsantes Buch und vielleicht ein Bestseller geworden. Daß er es vorzog, von den Werken zu sprechen, macht ihn doppelt sympathisch.

Kurt Blaukopf

